



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das neueste ihrer Gedichte, welches sie aus Italien mitgebracht hat, ist: „die Fenster der Casa Guidi“, ein Brillantfeuer von allen möglichen Empfindungen, die sich in bizarrer Mischung durch einander drängen, in dem die edelsten Gefühle sich bis zur Trunkenheit eines wilden Traumes steigern; eine Reihe von bunten Nebelbildern, die ihren Sinn und ihren Zusammenhang verlieren, und die daher als Ganzes betrachtet einen unerfreulichen Eindruck hinterlassen. — Der Anfang ist schön. Aus dem Fenster eines Hauses zu Florenz hört die Dichterin die Stimme eines Kindes, welches auf der Straße mit so heller Stimme *O bella libertà* singt, daß sie Vertrauen gewinnt zur Zukunft eines Volks, in dem die Kinder sich bereits so für die Freiheit zu begeistern wissen. Von diesem Anfang breitet sich die Betrachtung nach allen Seiten aus, nach der Geschichte und der Natur des Landes, und verliert sich zuweilen in die nüchterne Prosa, die von einem weiter ausgeführten politischen Gedicht nicht zu trennen ist, bald in eine Exaltation, die über ihrem Eifer ihren Gegenstand vergißt. Aber es finden sich auch einzelne sehr schöne lyrische Stellen, z. B. wie der Platz, auf dem die Mäse Savonarola's in die Rüste gestreut wurde, mit Weizen bestreut wird. Auch da, wo die Leidenschaft oder die Phantasie die Dichterin mit sich fortreißt, empfinden wir immer, daß ein wahres Gefühl zu Grunde liegt. Sie ist ehrlich in ihrer Liebe zum Guten und in ihrem Haß des Schlechten, und das ist, wenn nicht die einzige, doch eine wesentliche Grundlage der echten Poesie. — Daß Elisabeth Barrett von allen strebsamen Gemüthern ihres Geschlechts in England als eine Prophetin verehrt wird, ist unter diesen Umständen nicht zu verwundern. Noch neulich hat sie die Verfasserin der Romane *Olive* und *The Ogilvies* in ihrem neuesten Werk: *the head of the family*, in diesem Sinne angesungen.

W o c h e n b e r i c h t.

Kaiser Nikolaus in Berlin. — Militairische und Hoffeste, so wie gegenseitige Besuche der Monarchen bei einander dienten in früherer Zeit nur dazu, dem nach neuem Stoff begierigen Publicum einige willkommene Nahrung zu geben; von einer tiefern Bedeutung war nur in den seltensten Fällen die Rede. Der Besuch des Kaisers von Rußland in Berlin, wenn auch vielleicht für den Augenblick durch Privatverhältnisse beschleunigt, hat einen ernstern Sinn. Wir glauben zwar nicht an erhebliche Resultate dieser Zusammenkunft, allein wir nehmen sie als ein Zeichen, daß man jetzt die Verhältnisse als so weit consolidirt betrachtet, um auch die alten Formen wieder aufzunehmen.

Die Ankunft des Kaisers erfolgte vor dem Schluß der Kammern. Es war die Rede davon gewesen, daß man leicht in diesem Zusammentreffen etwas Unzweckmäßiges sehen könne, da die Urtheile des Kaisers über das constitutionelle Wesen allgemein be-

kannt sind. Gerade weil man auf diesen Gedanken gekommen ist, kann man einiges Gewicht darauf legen, daß trotzdem das Zusammentreffen stattgefunden hat. In einem Augenblick, wo die österreichischen Blätter triumphirend verkündigen, Preußen werde sehr bald auch diesen letzten Makel der Revolution von sich abschütteln, wie es Oestreich mit seiner Märzcharte gethan, wo im Lande selbst sich von allen Seiten Stimmen erheben, die der lästigen Neuerungen gern überhoben sein möchten, ist die Hand, die der Kaiser seinen alten Waffenbrüdern bietet, ein Zeichen, daß er die bestehenden Zustände nicht für so problematisch ansieht, um an ihnen einen ernsten Anstoß zu nehmen. Bei der Energie und Totalität seiner Natur darf man von seiner Erscheinung jedesmal auf das Wesen seiner Ueberzeugung schließen.

Man nimmt gewöhnlich an, die Liberalen hätten eine entschiedene Abneigung gegen den Kaiser von Rußland. Das ist nicht der Fall. Wir kennen im Gegentheil in unsrer ganzen Gegenwart keinen Charakter, der uns größeres Interesse, ja wir können sagen, der uns größern Respect einflößte. In der schwindligsten Stellung von der Welt so fest auf seinen Füßen zu stehen, durch keinen Sturm sich erschüttern zu lassen, das zeigt eine nicht gemeine Natur. Die heroische Energie, mit welcher der Kaiser, damals noch ein junger Mann, bei seiner Thronbesteigung seinen empörten Unterthanen gegenübertrat, hat ihn keinen Augenblick verlassen; äußere Gefahren haben ihn nicht erschreckt, die öffentliche Meinung hat keinen Einfluß auf ihn ausgeübt, und die Fülle des Erfolgs hat ihn nie zum Uebermuth verleitet. Wenn die neueste Geschichte noch mehr Männer von ähnlichem Stoff hervorgebracht hätte, so wäre Vieles anders geworden.

Auf dem Throne eines civilisirten Staats würde Kaiser Nikolaus vielleicht der Abgott der civilisirten Welt geworden sein, wie er jetzt der Abgott seines halb barbarischen Volkes ist; er würde auch da nicht geworden sein, was man einen liberalen Regenten nennt, denn ein starker und entschlossener Wille legt sich nicht gern freiwillige Fesseln an, aber er würde Formen gefunden haben, die auch ohne äußern Schimmer das Volk gewonnen hätten. Jetzt hat ihn das Verhängniß zum unumschränkten Herrscher im strengsten Sinn des Worts gemacht. Er kann nicht, wie der Fürst einer gebildeten Nation, den Inhalt seines Willens aus dem öffentlichen Bewußtsein nehmen, er muß ihn selber finden, selber schaffen. Er fühlt sehr lebhaft, daß er der Mann des Verhängnisses ist. Daraus geht eine Auffassung der Menschen hervor, vor der wir schauern müssen, auch wenn wir sie begreifen. Wir werden an Schiller's Worte erinnert:

Sie haben Recht, Sie müssen. Daß Sie können,

Was Sie zu müssen eingesehn, das ist,

Was mich mit schauernder Bewunderung durchdrungen.

Dieses stolze Gefühl des Alleinseins muß durch die letzten Jahre, wo im wüsten Wirbel der Zeit auch das Festeste um ihn zu schwanken schien, während er allein unerschüttelt da stand, sich noch um das Tausendfache erhöht haben. Wir fühlen das auch aus der Sprache heraus, die gegen die wiedererwachten Mächte geführt wird. Wir sind keine leidenschaftlichen Anhänger der österreichischen Politik, wir hatten ihre neuesten Versuche, die deutschen Angelegenheiten zu verwirren, für eben so verderblich, als die alten, die zu den Ereignissen in Holstein und in Hessen geführt haben; aber wir müssen doch gestehn, daß die russische Note an Oestreich, wenn sie so ist, wie die Zeitungen sie berichten, obgleich wir mit dem Inhalt vollkommen übereinstimmen, uns nicht gerade mit Behagen erfüllt. Wir müssen dabei an Warschau denken.

Der Kaiser findet also, daß Oestreich in seiner Reaction gegen die preussischen Versuche, aus den Trümmern der Revolution etwas Neues zu gestalten, jetzt weit genug gegangen ist. Er begrüßt seine alten Waffengefährten und verspricht, ihnen stets ein treuer Kamerad zu sein. Er läßt sich nicht durch die lockenden Anerbietungen von Westen her verleiten, mit Aufgebung des Princips, welches sein ganzes Leben geleitet, augenblickliche Vortheile zu gewinnen. Wenn der kriegerische Geist der französischen Nation Louis Napoleon zu einem unüberlegten Schritt treiben sollte, so findet er die heilige Allianz wieder gerüstet, und seine diplomatischen Verhandlungen mit Wien werden darin Nichts ändern.

Was wir über diese Wendung der Dinge für Empfindungen haben sollen, ist schwer zu sagen. Wenigstens sind uns die Verhältnisse jetzt in deutlichen Umrissen sichtbar, und wir haben nicht mehr nöthig, in der Irre herumzutasten. Die Politik des Experimentirens hat vor der Hand ihr Ende erreicht.

Die verwirrteste Periode der preussischen Geschichte ist abgeschlossen; sie knüpft sich in all ihren Phasen an die Thätigkeit des ersten preussischen Parlaments, und wir müssen einen genauern Rückblick auf die letztere thun, um uns die Natur unsrer Lage klar zu machen. Wir behalten uns diesen Rückblick für die nächste Woche vor.

Das Gesetz über den Postzwang. — Die preussischen Kammern haben uns bei ihrem Auseinandergehn ein Gesetz hinterlassen, welches, wenn es wirklich zur Ausführung käme, in die Verhältnisse des deutschen Buchhandels die grenzenloseste Verwirrung und Rathlosigkeit bringen müßte: das Gesetz, nach welchem sämmtliche Zeitschriften dem Postzwang unterworfen sein sollen. Die Eilfertigkeit, mit welcher in der letzten Periode die legislative Thätigkeit betrieben wurde, läßt vermuthen, daß hier nicht eine entschiedene Absicht zu Grunde lag, sondern nur eine unvollständige Kenntniß der Verhältnisse, und da es nach den Bestimmungen der Verfassung noch immer in den Händen der Staatsregierung liegt, wenigstens die schlimmsten Folgen dieses Gesetzes abzuwenden, so halten wir es für angemessen, auf die Tragweite desselben, die man vollständig noch gar nicht übersehen kann, annäherungsweise hinzuweisen.

Wir fassen zunächst die finanzielle Seite ins Auge. Jener Paragraph erscheint als eine Nebenbestimmung des Zeitungsstempelgesetzes, und hat offenbar den Zweck, eine strengere Controle dieser Steuer möglich zu machen. Daß die Regierung nicht von der Absicht ausging, die Presse ganz und gar zu unterdrücken, geht aus der Abänderung hervor, die sie sich in Bezug auf die fremden Journalen aufzulegende Steuer gefallen ließ. Nach dem Commissionsentwurf sollten die auswärtigen Zeitschriften 25 Procent ihres Abonnementspreises als Steuer bezahlen, die Regierung im Einverständniß mit den Kammern hat diesen exorbitanten Satz auf 10 Procent ermäßigt. Erscheint auch diese Steuer noch immer sehr hoch, wenn man bedenkt, 1) daß der preussische Postaufschlag darin nicht mitbegriffen ist, 2) daß bei buchhändlerischem Vertrieb der Abonnementspreis nur ein nomineller ist, da 25 Procent Rabatt gegeben werden, 3) daß die deutschen Wochenschriften nicht in der Lage sind, durch Steigerung des Inseratenpreises die vermehrten Kosten zu decken, 4) daß man keinen Augenblick dafür stehen kann, die sächsischen, bayerischen, württembergischen und die übrigen Regierungen würden nicht auch einen Zeitungsstempel einführen, und so die außerpreussischen Blätter nöthigen, eine doppelte Steuer zu zahlen, an die preussische und an die eigene Regierung: — erscheint

aus allen diesen Gründen auch jene Steuer noch immer sehr hoch, so steht sie wenigstens im Verhältniß zu der Calamität, die die preussische Tagespresse trifft, und es ist also die Absicht der Regierung zu erkennen, wenigstens annäherungsweise ein gleiches Maß herzustellen.

Durch jene Bestimmung aber wird dieses Verhältniß vollständig aufgehoben. — Die Zeitungen werden durch dieselbe nicht getroffen, bei den Wochenschriften dagegen war das Verhältniß der Postexemplare zu den durch den Buchhandel vertriebenen in der Regel so unbedeutend, daß es gar nicht zu rechnen war. Die größeren Wochenschriften sind fast ausschließlich auf die Lesecirkel angewiesen, weil die Hauptsache bei ihnen nicht die Tagesberichte sind, sondern die größeren Artikel, die man ruhig zu Hause lesen will, und weil ihr Preis zu hoch ist, als daß viele Privatleute in Deutschland geneigt sein sollten, sie sich eigen zu halten. Die kleineren Wochenblätter dagegen hatten entweder nur eine locale Bedeutung, und wurden im Umkreis von wenig Meilen durch die gewöhnlichsten Beförderungsmittel verschickt, oder sie wurden, wenn sie eine größere Verbreitung hatten, wie z. B. der Kladderadatsch, colportirt. Es giebt keine größere Stadt in Deutschland, in der nicht in jeder Restauration, in jedem Bierlocal, in jedem öffentlichen Ort ein Hausfirt den Kladderadatsch feil böte. Das soll nun Alles aufhören, blos damit die Controle genauer gehandhabt werden kann. Dadurch stellt sich das finanzielle Verhältniß folgendermaßen heraus.

Wir wollen die Grenzboten als Beispiel nehmen, charakterisiren aber dadurch so ziemlich die ganze Wochenblattliteratur, denn die Procentverhältnisse sind überall die nämlichen. Der nominelle Abonnementspreis beträgt 10 Thlr., der bei weitem größte Theil der Abonnenten aber, d. h., wie oben bemerkt, die Expeditionsbuchhändler, zahlen nur 75 Procent, d. h. $7\frac{1}{2}$ Thlr. Statt dessen sollen die preussischen Expeditionsbuchhändler nun erstens an die preussische Regierung 10 Procent Steuer zahlen = 1 Thlr; zweitens sollen sie ihre Exemplare nur durch die Post beziehen, der sie 10 Thlr. bezahlen müssen (von welchen 10 Thaler aber nur 8 in die Kasse der Verlagsbuchhandlung einlaufen, weil die Post 20 Procent zurückbehält); drittens sollen sie den preussischen Postaufschlag tragen, der übrigens mäßig ist, wenn wir nicht irren, 5 Silbergroschen. Also statt daß sie früher ihr Exemplar mit $7\frac{1}{2}$ Thlr. bezahlten, sollen sie jetzt $11\frac{1}{6}$ Thlr. dafür bezahlen.

Um also die Zahlung der geschnäpzigten 10 Procent zu controliren, gebraucht die preussische Regierung das einfache Mittel, den Buchhändlern eine Steuer von beinahe 50 Procent aufzuerlegen!

Wenn dieser Verlust trifft, ist zwar von vorn herein nicht genau auszumachen, man kann aber im Durchschnitt annehmen, daß er die Verlagsbuchhandlungen trifft, denn nur in den seltensten Fällen werden die Expeditionsbuchhändler ihre Kunden, die Abonnenten ihrer Lesecirkel um 50 Procent steigern können, sie müssen sich also dadurch helfen, daß sie entweder die Zahl ihrer Journale beschränken, oder sich auf irgend eine Art an ihren Committenten schadlos zu halten suchen. In beiden Fällen wird die nächste Folge das Eingehen einer ganzen Zahl von Journalen sein.

Und es muß doch Mittel geben, auf eine andere Weise die Controle über den Stempel herzustellen, als dadurch, daß man statt 10 Procent 50 Procent erhebt. Bei preussischen Journalen liegt die Controle auf der Hand, bei außerpreussischen würde eine periodische Controle und die Feststellung strenger Strafen für Contraventionen vollkommen genügen; ja diese Controle ist viel sicherer, als die gegenwärtig ermöglichte.

Bei theureren und daher verhältnißmäßig weniger verbreiteten Blättern möchte es noch gehen; wie man aber ein Blatt, wie z. B. den Kladderadatsch, controliren will, daß er die 20 bis 30,000 Exemplare, die er verkauft, durch die Post verschickt, das liegt außer unsrer Fassungskraft.

Aber alle diese finanziellen Mißverhältnisse, so hart sie sind, wenn man bedenkt, daß hier eine sehr willkürliche Bestimmung über Eigentumsverhältnisse stattfindet, da die meisten größeren Journale alte Institute sind, die an die gegenwärtigen Besitzer zum Theil durch eine sehr hohe Kaufsumme übergegangen, oder, wo das nicht der Fall ist, durch sehr bedeutende vielfährige Opfer zu der Höhe gebracht sind, auf der sie sich jetzt befinden; alle diese finanziellen Uebelsände machen noch nicht die schlimmste Seite des Gesetzes aus. Der Vertrieb des deutschen Buchhandels, sowol in Beziehung auf Bücher, als auf Journale, besteht darin, daß der Verleger seinen Committenten eine Anzahl Exemplare zuschickt, um sie ihren gewöhnlichen Kunden zur Ansicht vorzulegen. Bei neueren Journalen ist dies vorzugsweise der Fall, aber auch bei älteren, deren Abonnement geregelt ist, ist es allgemeine Sitte, von Zeit zu Zeit Probehefte nach allen Seiten zu verschicken, oder auch einzelne Hefte nach bestimmten Gegenden hin, in denen man für den besondern Inhalt dieses Hefes ein größeres Interesse erwartet. Außerdem pflegt man den Mitarbeitern, um sie au courant zu erhalten, ähnliche Zusendungen zu machen. Das Alles ist nun factisch aufgehoben, und so ist das Entstehen eines neuen Journals eine absolute Unmöglichkeit geworden, den älteren bestehenden Journalen ist der Lebensnerv ihres Geschäftsbetriebes abgeschnitten. Das Alles kann unmöglich in der Absicht der preussischen Regierung liegen.

Vollends unerträglich aber wird die Bestimmung durch die Periode ihrer Einführung. Fast bei allen Journalen ist das Abonnement ein jährliches. Die Commissionaire haben ihren Committenten den Betrag entweder ausgezahlt, oder ihn verrechnet. Nun soll aber das neue Gesetz mit dem 1. Juli ins Leben treten. Was soll nun geschehen? Der Inhaber des Lesecirkels hat der Verlagsbuchhandlung seine $7\frac{1}{2}$ Thaler ausgezahlt und diese dafür verpflichtet, ihm das Journal zuzustellen. Er hat dieselbe Verpflichtung seinen Abonnenten gegenüber übernommen, und dafür von ihrer Seite gleichfalls den jährlichen Abonnementspreis erhalten. Nun soll er aber plötzlich das Journal nicht mehr auf buchhändlerischem Wege, sondern durch die Post beziehen, das heißt, er soll der Post den halbjährigen Abonnementspreis von 5 Thalern bezahlen, während er den ganzen Jahresbetrag an den Buchhändler bereits bezahlt oder verrechnet hat. Das ist doch eine Verwirrung aller Rechtsverhältnisse, wie sie noch gar nicht dagewesen ist.

Die Zeitungen berichten, daß der preussische Handelsminister Herr v. d. Heydt der Buchhändlerdeputation, die ihm diese Verhältnisse aus einander gesetzt, die Versicherung erteilt habe, das Gesetz solle so schonend und mild als möglich gehandhabt werden. Aber in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Eine Steuer wird entweder bezahlt oder nicht bezahlt, ein Drittes ist unmöglich. Der einzige Ausweg, welcher der preussischen Regierung bleibt, wenn sie nicht aus bloßer Consequenzmacherei alle bestehenden Contractverhältnisse in die grenzenloseste Verwirrung stürzen will, ist folgender:

Die Wirkung des Geszentwurfes, der übrigens noch keine gesetzliche Kraft erlangt hat, bis zum 1. Januar 1853 zu suspendiren, und mittlerweile neue Informationen einzuziehen, um vor Ablauf dieser Frist den Kammern neue Vorlagen zu machen.

Nach den Bestimmungen der Verfassung steht dem Ministerium dieses Recht zu; es hat dasselbe schon mehrfach ausgeübt, z. B. bei der Suspension der neuen Kreis- und Gemeindeordnung, und es wird in diesem Fall von den Kammern gewiß eine Indemnitätsbill erhalten, selbst wenn sie ganz aus Mitgliedern der äußersten Rechten zusammengesetzt sein sollten.

Aus England. Sir James Graham macht offenbar Anstalt, als Führer an die Spitze der liberalen Partei zu treten. Seine monatlichen offenen Briefe an die Wähler der Stadt Carlisle, die er im Parlament vertritt, sind nicht blos bestimmt, um die, wie man behauptet, etwas wankende Treue seiner Wählerschaft zu befestigen, sie sind auch zugleich, wenn auch nicht der Form nach, an das ganze Publicum gerichtet, und klingen ganz wie die Manifeste einer Partei, wie die Tagesbefehle eines Führers, der den einzelnen zerstreuten Corps die Parole ertheilt, an der sie sich am nächsten politischen Feldzug erkennen sollen. Sie lautete auf unbedingte Opposition gegen das Ministerium Derby, dessen Befehrung zum Freihandel er für unmöglich hält, indem er alle dahin deutenden Erklärungen für Heuchelei erklärt. Disraeli's neuliche Budgetrede hält er nur für eine Concession, die das Ministerium der öffentlichen Meinung macht, um sich bei den nächsten Wahlen nicht das Spiel zu verderben, und weist auf Lord Derby's und anderer Mitglieder anderweitige Aeußerungen als auf den wahren Ausdruck der bis nach den neuen Wahlen im Dunkeln zu haltenden Politik des Cabinets hin. Als solche hebt er die Rede hervor, die Lord Derby, als er zuerst als Minister im Oberhaus erschien, hielt, und in der er seine Bewunderung des amerikanischen Tarifs, welcher hohe Einfuhrzölle auf alle im Inlande zu erzeugende Producte legt, erklärt, und die Meinung aussprach, daß Getreide billiger Weise keine Ausnahme von dieser Regel machen dürfe. Ferner die Erklärung des Colonialsecretairs, Sir W. Pakington, für Wiedereinführung des Differenzialzolls zu Gunsten des Zuckers aus den englischen Colonien. Endlich die von dem Schatzkanzler sehr allgemein in Aussicht gestellten Abhelfemaßregeln zum Besten des leidenden Ackerbauinteresses. Diese Aeußerungen verriethen deutlich, daß das Ministerium, wenn es durch sein Schaufelsystem sich eine sichere Majorität erworben, offen mit seiner protectionistischen Politik hervortreten werde. Er fordert seine Freunde auf, bei den nächsten Wahlen nur zu fragen, ob der Candidat ein Anhänger oder Gegner des Ministeriums Derby sei, und alle anderweitigen politischen Differenzen vor der Hand ruhen zu lassen. Er selbst erklärt sich natürlich für die Fortdauer und weitere Durchführung der Freihandelspolitik, und außerdem für eine weitgehende Ausdehnung des Wahlrechts, eine durchgreifende Reform der Vertheilung der Wahlsitze, ist der geheimen Abstimmung nicht ganz abhold, ein aufrichtiges Mitglied der Staatskirche, aber auch ein Freund bürgerlicher und religiöser Freiheit. Wir sehen also, daß Sir James Graham, einst des conservativen Sir R. Peel's Staatssecretaire des Innern, sich viel entschiedener liberal ausspricht als Lord John Russell, und offenbar auf die Unzufriedenheit der zahlreichen Liberalen speculirt, welche des bisherigen Whigchefs stolze Exklusivität und Unentschiedenheit im Handeln dem vorigen Ministerium entfremdet haben. Sir James Graham's politische Vergangenheit ist nicht ganz rein. Ursprünglich Whig und Mitglied des Reformministeriums, ging er mit Lord Stanley zu den Conservativen über, hielt bei Peel aus, als die Protectionisten abfielen, und hat sich jetzt, seit seines großen Chefs Tode, wieder immer mehr zu den Liberalen hingeneigt.

Aber er ist ein Mann von großer Energie des Charakters, von überlegenem Geiste, das größte administrative Talent unter den lebenden englischen Staatsmännern, und ein zwar verhältnißmäßig selten auftretender, aber effectvoller Redner. Sein Ehrgeiz und seine Entschiedenheit würden ihn zu einem sehr gefährlichen Nebenbuhler Lord Russell's machen.

Mit wenig Ausnahmen frohlocken die englischen Blätter laut über die so ganz zu Dänemarks Gunsten ausgefallene Entscheidung des schleswig-holsteinischen Streites. Sie sehen nicht, oder wollen nicht sehen, daß England damit nur seinem gefährlichsten Feind, Rußland, und seinen neuen Gegnern, Frankreich und Oestreich, in die Hände arbeitet. Allerdings mag das Benehmen des preussischen Ministeriums diese Auffassungsweise einigermaßen entschuldigen. — Schmerzlich war es uns, gerade Herrn Bunsen's Unterschrift unter dem Protokoll zu finden. Wir kennen die Gesetze diplomatischer Ehre nicht, aber mit den Forderungen politischer Ehrenhaftigkeit scheint es uns nicht vereinbar zu sein, daß ein Mann, der so entschieden für die Verteidigung eines Rechtsanspruches gewirkt hatte, bei seiner Beseitigung aus politischen Rücksichten mit Theil nimmt.

Die Beeinträchtigung, welche Deutschlands und Preußens Ehre und Ansehen durch diese Schlichtung des Streites erleiden, ist unermeslich. Ueber Oestreich dürfen wir nicht klagen, es ist gegen sein Interesse, wenn es den Norden Deutschlands sich fester consolidiren läßt, und wir dürfen von ihm nie erwarten, daß es Deutschlands Interesse mit Hintansetzung seines eigenen verachte, aber auf Preußen, welches allein die Macht und zugleich das Interesse hat, Deutschland zu vertreten, fällt die ganze Last der Verantwortlichkeit. Die Rolle, welche diejenige Behörde, welche man als die eigentliche Vertreterin der gemeinsamen deutschen Interessen zu betrachten beliebt, wir meinen den deutschen Bund, bei dieser Angelegenheit spielt, ist äußerst bescheiden. Die Großmächte, darunter Preußen und Oestreich, sprechen einem deutschen Fürsten sein Erbe ab, verfügen über ein deutsches Land zu Gunsten des Auslandes, und nachdem die Sache geschehen ist, wird dem Bundestage das *sait accompli* einfach notificirt. Das ist die selbstständige Rolle, welche die deutschen Staaten zweiten und dritten Ranges in der auswärtigen Politik spielen, und die ihnen so werth ist, daß sie deshalb nicht die Concentration der Executivgewalt Deutschlands in einer Hand dulden wollen. Nur ein schwacher Trost ist dem Deutschen noch übrig! Garantien sind Fesseln nur für die Schwachen, aber Spinnweben für die Starken, und Belgien, Polen, Krakau und gegenwärtig Frankreich sind ein sprechender Beweis dafür, was von der Dauerhaftigkeit diplomatischer Feststellungen zu halten ist. Ist Deutschland überhaupt noch lebensfähig genug, um dereinst eine selbstständige Politik verfolgen zu können, so ist auch das gegenwärtige Arrangement nicht für die Ewigkeit geschlossen.

Ueber den Zweck der Sendung des Herrn von Heeckeren von Paris nach Wien, welche den Conjecturalpolitikern in Paris und überhaupt auf dem Continent so reichlichen Stoff giebt, scheint man hier ziemlich genau unterrichtet zu sein. Es wird versichert, der eigentliche Zweck von Herrn von Heeckeren's Sendung sei, einige Auskunft über die wichtigen Verabredungen, die während der Abwesenheit des Czaren in Wien und Berlin stattgefunden haben und stattfinden werden, zu erlangen. Es mag seltsam erscheinen, daß Frankreich Gesandte an beiden Orten hat, und dennoch die von ihnen überschiedenen Nachrichten so lückenhaft sind, daß sie eine besondere Mission wünschenswerth machen. Und doch ist dem so, denn seit dem Tode des Fürsten Schwarzenberg ist der französische Gesandte durchaus nicht mehr so tief eingeweiht in die Intentionen und Stim-

mungen der drei nordischen Höfe, wie früher, und das vertrauliche Verhältniß zwischen den beiden Cabineten hat einem gegenseitigen Mißtrauen Platz gemacht, welches den Präsidenten mit großer Besorgniß wegen der glücklichen Durchführung seiner Pläne erfüllt. Herrn von Heekeren's große Hingebung für den Präsidenten ist bekannt, und seine Familienverbindungen sind dem geheimen Zweck seiner Sendung äußerst günstig. Er ist aus Sutz im Elsaß, heißt eigentlich Dantes, trat 1830 in russische Dienste, wo er Gardecapitain wurde. Damals adoptirte ihn der Baron von Heekeren, zu jener Zeit niederländischer Gesandter in St. Petersburg und hoch im Vertrauen des Czaren Nikolaus stehend. Der jüngere Heekeren war, Puschin's Gegner in dem Zweikampfe, in welchem der Dichter tödtlich verwundet wurde, verlor seinen Grad als Gardeofficier, und mußte Rußland verlassen. Er begab sich nach Frankreich zurück, wo er Mitglied des Generalconseils des Departements Oberrhein wurde. 1848 wurde er in die Nationalversammlung gewählt, und hier Mitglied der Commission für die auswärtigen Angelegenheiten. Daß er zu der gegenwärtigen Mission bestimmt worden ist, erklärt sich durch den Umstand, daß sein Adoptivvater, der Baron von Heekeren, jetzt niederländischer Gesandter in Wien, und bei seinen vertrauten Beziehungen zu der russischen und österreichischen Diplomatie die zuverlässigste und geeignetste Quelle ist, um die seit Fürst Schwarzenberg's Tode so spärlich fließenden Mittheilungen zu vervollständigen.

Der Krystallpalast wird nun doch im Hydepark abgebrochen; er wird aber in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt wieder auferstehen. Eine Actiengesellschaft, bestehend aus dem Directorium der Brighton-Eisenbahn, hat ihn für 70,000 Pfd. angekauft, und wird ihn in Sydenham, einer Station auf der Brighton-Eisenbahn, aufstellen. Er kommt dort in die Mitte eines Parks von 150 englischen Aekern zu stehen. Der Palast selbst wird einen Wintergarten von 18 Aekern bilden, bepflanzt mit den seltensten Gewächsen und Blumen. Es sollen großartige Blumenausstellungen darin gehalten werden, die alles bisher in dieser Art Gesehene zu übertreffen versprechen. Als Ausschmückung erhält er Sculpturen von den bedeutendsten lebenden Künstlern und Abgüsse der berühmtesten Bildwerke des Alterthums. Geologie und Mineralogie tragen ebenfalls zur Zier bei, und Trachten und Fabrikate der verschiedenen Völker werden wie zur Zeit der großen Ausstellung ausgestellt. Von London aus wird die neue Localität auf der Eisenbahn in wenigen Minuten zugänglich sein, da von den Haupttheilen der Stadt Extrabahnen nach Sydenham gebaut werden sollen.

Die Nachrichten aus Australien lauten höchst bedrohlich für die englische Wollindustrie. Der Reichthum an Gold scheint so unerschöpflich zu sein, daß selbst bei einer sehr bedeutenden Zufuhr von Arbeitskräften sich bald Niemand mehr finden wird, der Herden und Feld besorgt. Denn wer soll sich dem mühsamen Bauer- oder Schäferleben für wenige Schillinge die Woche widmen, wenn er in den Golddistricten 50 Pfd. täglich verdienen kann? In Melbourne kann man jetzt keine Stiefeln gestickt erhalten; 5 Schilling kostet eine Karrenladung Wasser, und dreißig Schilling eine einspännige Fuhr Holz. Dienerschaft giebt es nicht mehr: der Stadtrichter hat seinen Wagen aus Mangel an Kutschern und Stallknechten abgeschafft, und seine Söhne pugen Messer und Schuhe für das Haus. Die Leute aus Golddistricten erstickten fast in Gold und gehen so verschwenderisch damit um, daß die von ihnen erzählten Anekdoten nicht bloß spaßhaft, sondern wahrhaft wunderbar sind. Einer legte eine Fünf-Pfundnote zwischen zwei Butterschnitte, und aß das Ganze als Sandwich. Ein Anderer rollte zwei Fünf-Pfund-

noten zu einer kleinen Kugel zusammen, und verschluckte sie als Pille. Ein Dritter trat in einen Conditorladen, verzehrte einige Stück Kuchen, legte eine Fünf-Pfundnote hin, und wollte das einzelne Geld nicht nehmen. Sie haben von dem Werthe des Geldes keinen Begriff, und ihre Verluste tragen sie mit philosophischer Ruhe, und trösten sich mit den Worten: Es ist ja noch mehr da! So äußerte sich ein Mann an der Bank, dem man eine Anweisung auf 149 Pfd. aus der Tasche gestohlen hatte, als er erfuhr, daß sie von dem Dieb schon einzassirt sei. Alle Preise haben eine Schwindelhöhe erreicht, und nur der Goldgräber und der Händler befinden sich wohl, und zwar letzterer am besten, da er ungeheuren Gewinn zieht. Ackerbau und Schafzucht gehen ihrem Untergang entgegen.

Neurepublikanische Hofhaltung. Die Heuchelei ist eine Tugend, in welcher es die französischen Staatsmänner und Diplomaten schon vor Talleyrand und zu jeder Zeit zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht hatten. In keiner Epoche jedoch ist die politische Tartufferie so gut gediehen, wie unter der zweiten Republik, wo sich alle alten Teufel des vorfebruarlichen Liberalismus zu Gremiten der Reaction und zu Verteidigern der Religion machen. Unter Ludwig XVIII. war die Frömmerei bloß in den höheren Regionen des Hofes eine Cardinaltugend, und der Jesuitismus konnte in seinen Bemühungen nicht über die obersten Schichten der Gesellschaft hinwegdringen. Jetzt ist er glücklicher, und die Journale aller Farben, das heißt aller erlaubten Farben, scheinen Molière's Meisterstück um die Wette copiren zu wollen. Der Ultramontanismus hißt seine Flaggen leise auf, und man ist versucht zu glauben, die heilige Allianz sei erst gestern frisch unterzeichnet worden. Unter der Regentschaft eines Neffen des Kaisers ist die Suprematie des „Univers“ merkwürdig genug, unter der Herrschaft Louis Bonaparte's sagten wir, des Prätendenten, der nicht bloß als Erbe des Kaiserthums, sondern zugleich als Universallegatär der Ideen Napoleon's gelten möchte. Die Proselytenmacherei hat in Paris einen so großen Aufschwung genommen, daß es ihr gelingt, eine jüdische Schauspielerin von der Bühne weg ins Kloster zu führen. Fräulein Irma Levy war im Odeontheater, freilich an klösterliche Einsamkeit genugsam gewöhnt, aber von da bis zu den verschiedenen Gelübden ist denn doch noch ein anständiger Sprung. Die humoristische Seite dieser ekelhaften Zustände besteht darin, daß die Männer, welche in diesem Augenblicke das Sterbebett der verröthelnden Republik umstehen, fast ohne Ausnahme der liederlichen Klasse der Lebemänner angehören. Man würde vergeblich einen Cassius unter ihnen suchen, auch ist Dr. Béron nicht der einzige Crassus, den sie in ihrer Reihe zählen. Versuchen wir eine rasche Revue, und principium ab Jove.

Louis Bonaparte's Geschichte muß zum großen Theil in den Boudoirs der englischen Aristokratie, der wirklichen Fassion oder in den Clubbs der jeunesse dorée jenseits des Canals studirt werden. Nach den beiden mißlungenen Unternehmungen auf Straßburg und Boulogne zog er sich wie Achilles in sein Zelt zurück. Er wollte sich auf's Warten verstehen, aber er wußte sich die Zeit zu vertreiben, und sein thatendürstiger Geist führte ihn dem abenteuerlichsten Leben in die Arme. Jener Epoche verdankt der eigenthümliche Hof seinen Ursprung, dessen Mittelpunkt der nachmalige Präsident der französischen Republik geworden. Sein erster nachstaatsstreichlicher Minister war Herr von Morny, ein Schützling Thiers' und der Orleansisten, welcher seinen Beruf zum

Staatsmann bis dahin bloß in den Coulissen der großen Oper und bei den *soupers* des der genussstürmenden fashionablen Jugend bethätigt hatte. Der Polizeiminister Maupas, der, obwohl sein Vater ein reicher Holzhändler gewesen, doch nicht aus adeligem Holze gemacht ist, war vor seiner plötzlichen Erhebung nur durch seine angenehme Stimme und durch seine Talente als Salonmensch bekannt. Louis Bonaparte machte einen Minister aus ihm, und die Courtisane des kaiserlichen Hofes erzählen uns täglich neue Wunder von seiner außerordentlichen Begabung. Die Hautevolée bestürmt ihn mit Bitten um Einladungen zu seinen Bällen, und unsre gouvernementalen Philister wissen nicht genug Aufhebens zu machen von dem Tacitus der rue de Varennes und von der hochtoryistischen Poesie seiner zahlreichen Kreischreiben an die Generalinspectoren und Präfecten, welche die gerettete Gesellschaft mit väterlicher Sorgfalt überwachen, damit sie der schwererkauften Rettung nicht zu bald überdrüssig werde. Herr von Panat, ein legitimistischer Quästor der weiland republikanischen Nationalversammlung, theilt die Bewunderung der vielen Anbeter Maupas' nicht, aber er ist dafür auch ein Anarchist, ein Socialist, oder was jetzt auf dasselbe herauskommt, kein Bonapartist. Zu seinem Glücke gehört Panat der legitimistischen Partei an, denn diese darf sich unter Louis Bonaparte Vieles erlauben, weil die Legitimisten als unfähige Invaliden der Politik am wenigsten fürchtbar scheinen. Herr Maupas, der wie jeder Polizeiminister allwissend ist, das heißt Alles weiß, was man zu verbergen sich keine Mühe giebt, erfuhr, daß Herr von Panat, ungleich dem Beispiel seiner politischen Glaubensgenossen, nicht müde werde, die Machthaber der kaiserlichen Republik mit seinen Epigrammen zu verfolgen. Herr Maupas, vom Geiste der bonapartistischen Politik zu sehr durchdrungen und selbst zu vollkommener Gentleman, als daß er mit einem Legitimisten so wenig Umstände machen sollte, wie dies zum Beispiele einem orleanistischen Aufkömmling gegenüber der Fall gewesen wäre, ließ Herrn von Panat durch einen seiner außerordentlichen Botschafter der Varennesgasse auffordern, in Zukunft weniger Geist zu zeigen. Herr von Panat, dem es zunächst darum zu thun gewesen sein mochte, zu beweisen, daß er diese Mahnung wirklich verdiente, ließ dem Polizeiminister antworten, daß er diese Weisung gern beherzigen wolle, wenn ihm Herr Maupas sein Recept mittheile. Es bleibt darum nichts desto weniger eine ausgemachte Sache, daß Herr Maupas einer der tüchtigsten Administratoren, der durchdringendsten Staatsmänner und der geistreichsten Köpfe des Jahrhunderts ist, wenn er gleich bisher bloß für einen lebenswürdigen Lebemann gegolten. Herr Persigny, der auch ein Herr von geworden, als ob er in der Wiener Alles adelnden Bourgeoisie erzogen wäre, ist gleichfalls ein Jünger des Wohllebens und ein Diplomat, der seine hohe Schule bei Tortoni, den *trois frères provençaux* u. s. w. durchgemacht. Herr Romieu war unter Ludwig Philipp durch seine Calombourgs und Eulenspiegelstreiche der Liebling der literarischen Gassenjungen gewesen, und die kleinen amüsanten Thatsachen der politischen Journale haben manchen Pagenstreich des gegenwärtigen Directors der schönen Künste aufgezeichnet. Das „rothe Gespenst“ war sein letzter Pagenstreich und auch sein einträglichster. Es war bloß die Wiederholung seiner alten Künste in größerem Maßstabe, aber diesmal gelang das Meisterstück über alle Erwartung, denn die armen Bürger der St. Denis- und St. Martin-Vorstädte waren so ins Bockshorn gejagt, daß sie das heroische Mittel Romieu's, die militärische Dictatur, als einzige Rettung aus den Händen des Chirurgen Frankreichs, ohne Widerrede, wenn gleich unter den possierlichsten Grimassen, hinabschluckten. Seither ist Romieu ein ernstlicher Staatsmann geworden, ein so ernstlicher, daß wohlunterrichtete Correspondenten aus den zuverlässigsten Quellen berichten konnten, es sei die Rede davon, Herr Romieu werde dem Minister des Innern, Herr Persigny, in dessen Amte nachfolgen. Das war vor der Hand nur eine wohlunterrichtete Ente, welche die beiden Freunde nicht einen Augenblick entzweite. Persigny ergeht sich vielmehr noch jetzt häufig mit Romieu und einigen anderen nicht minder ernstlichen Staatsmännern und um so heitereren Staatsmännern von den Plagen seines wichtigen Amtes in einem oder dem andern der vielen

Cabinets particuliers der Pariser Restaurants. Es ist natürlich, daß auch hier blos wichtige Cabinetssagen, wenn auch questions de Cabinet . . . particulier, verhandelt werden. Ist es nicht eine bittere Ironie, daß Herr Guizot, Guizot l'austère, der Puritaner, der Stoiker, sich von Madame Lieven dem neuen Staatsmanne aufführen ließ, um die Ehre zu haben, sich mit ihm über das Schicksal Frankreichs zu unterhalten? Und doch ist es nur die pure Wahrheit, die russische Diplomatie hat Herrn Persigny eigens zu sich geladen, auf's Dringendste und zu verschiedenen Malen, um den ehemaligen Minister des öffentlichen Unterrichts und der auswärtigen Angelegenheiten dem allmächtigen Minister des Innern von heute vorzustellen. Herr Guizot wollte vielleicht blos seine, bei einem so alten Herrn verzeihliche kindische Neugierde befriedigen, um den Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen, der von Louis Bonaparte sagt: „je le ferai empereur malgré lui.“ Das ist in der That ein kühner Ausspruch; mir würde es aber viel mehr Respect vor Persigny's Macht einflößen, wenn er sagte: „je conserverai la république malgré lui.“ Das malgré lui würde wenigstens einen Sinn haben. Die Herren Fleury, Baudrey, Bacciochi Newkierke e tutti quanti, sie gingen alle aus der fleur sine der Pariser Streichmacher hervor. Die heilige Miene, die diese Herren jetzt anzunehmen verstehen, wird darum nur um so komischer, und es klingt sonderbar, wenn neben diesen Männern, die von der Regie in den Conspirationsaal schlichen, und umgekehrt, ein Cousin, ein Billemain als staatsgefährliche Individuen von ihren Kanzeln entfernt werden, von denen herab sie mehr für die Vertretung von Frankreichs Ruhm gewußt, als die genannten selbst im Falle des so sehr ersehnten Kriegszuges durch Europa je zu thun im Stande sein würden!

Theater. — Alfred Meißner's Trauerspiel: „Reginald Armstrong, oder die Macht des Geldes“ ist jetzt in Wien aufgeführt und hat nicht den Erfolg gehabt, den man nach der Art, wie es in Prag aufgenommen wurde, hätte erwarten können. Der junge Dichter möge sich dadurch nicht abschrecken lassen. Sein Drama hat sehr große Verdienste und ist ein wesentlicher Fortschritt nach dem „Weib des Arias“, in welchem wir das dramatische Talent bereits anerkannt haben. Die Charaktere sind scharf gezeichnet und haben sogar einzelne recht interessante Züge; die Sprache ist dramatisch correct und bisweilen schön; die Exposition klar und verständig, und die kritischen Momente psychologisch richtig und deutlich entwickelt. Das Alles sind sehr bedeutende Vorzüge in unsrer Zeit und berechtigen zu den besten Erwartungen für die Zukunft. — Nun dürfen wir aber nicht verhehlen, daß das Gefühl, welches das Wiener Publicum verstimmt hat, gleichfalls ein berechtigtes ist. Das Publicum hat Recht, wenn es von dem Dichter, und namentlich vom dramatischen Dichter, Ideale erwartet, Bilder, an denen es sich erfreuen, erbauen und erheben kann, und wenn es nicht damit zufrieden ist, daß ihm der Dichter lauter schlechte Subjecte vorsührt. In Alfred Meißner geht jetzt eine Reaction vor sich, die wir aus der Natur der Sache wohl begreifen können. Unse jungen Vyriker sind in einer schlimmen Lage. Unse Literatur bietet einen so reichen Vorrath von schönen Empfindungen, Bildern und Reflexionen, daß nur einiges Formtalent dazu gehört, aus ihnen neue Empfindungen, Bilder und Reflexionen zu combiniren. So singen unsre jungen Dichter von den Leiden ihres eigenen Herzens, von ihren unbegriffenen und unverstandenen Gefühlen und von den Dualen des Weltalls, noch ehe sie Etwas wirklich empfunden, noch ehe sie in ihrer Seele Etwas haben, was man zu begreifen sich die Mühe geben sollte, noch ehe sie von der Welt Etwas wissen. Sie ergehen sich in den erhabensten Gedanken, ehe sie wirklich gedacht haben, d. h. sie fabriciren Variationen auf bekannte Themata. Auch ein Dichter von wirklicher Begabung, und das ist Alfred Meißner unstreitig, leidet an dieser Krankheit des Unempfindens, mehr oder minder ist jeder Vyriker in unsrer Zeit eine Madame Melina. Es ist ein gutes Zeichen von wirklicher Kraft, wenn gegen diese fleche Neigung eine Reaction eintritt, selbst wenn diese ins entgegengesetzte Extrem treiben sollte.

Man ist der ewigen Gefühlswirtschaft, dieser unerschöpflichen Herzenspumpe müde und dann nur zu geneigt, sich eine zu große Vorstellung von den Charakteren zu machen, die weniger schnell mit den Schnupftüchern bei der Hand sind. Wir haben es daher auch ganz natürlich gefunden, als Alfred Meißner in den aufgeregten Zeiten sich Ideale à la Marat bildete und gar nicht abgeneigt war, eine ziemliche Anzahl Köpfe zu lassen. Eine solche Periode muß Jeder durchmachen, wie die Kinderkrankheit. Diese Vorliebe für Charaktere, in denen der Verstand und die Reflexion das Gefühl überwiegt, hat sich denn auch in seinen beiden Dramen Luft gemacht. Im ersten wurde die Liebe nach politischen Rücksichten modificirt — und das ist für einen abstracten Liebessänger ein großer Fortschritt, auch wenn er etwas über das Ziel hinauschießt: im zweiten ist der eigentliche Held ein verstockter Verstandesmensch, ein zweiter Mephistopheles. Das Sujet ist ein Seitenstück zum Clavigo, was übrigens nicht der geringste Vorwurf ist, denn dramatische Stoffe sind nicht in übertriebenem Maße vorhanden, und es kann nur darauf ankommen, einem bekannten Stoff neue und interessante Seiten abzugewinnen. Der Gegensatz zwischen einem leicht bestimmbaren und einem festen, bestimmten Charakter kehrt auch schon bei Goethe fast in allen Dramen wieder, Tasso, Faust u. s. w., das specifisch Goethe'sche Publicum neigt sich entschieden auf die Seite der bestimmbaren Idealisten und verdammt den hartherzigen Weltmann, der dem Genie nicht den gehörigen Respect erweist. Sieht man dann aber näher zu, so entdeckt man im Weltmann viele anerkennenswerthe Eigenschaften und im Dichter manche schwache Seiten, und endlich treten die letzteren so stark hervor, daß man von Clavigo, von Tasso u. s. w. Nichts mehr wissen will und ihren Gegnern Recht giebt. Man vergißt dabei, daß auch diese kalten Menschen erst dann Interesse gewinnen, wenn sie einmal aus sich herausgehen und der Leidenschaft folgen, die bei ihnen um so stärker ausbricht, je strenger sie sie zurückgedrängt haben. Auf diesem Standpunkt steht jetzt Alfred Meißner. Aber sein Versuch, uns für den raffinirten Egoisten, der immer nur nach dem Verstand geht, zu interessiren, mußte scheitern, weil die Aufgabe eine Unmöglichkeit ist. Das zeigt sich in den beiden letzten Acten viel mehr, als in den ersten, wo man durch die verständige Exposition interessirt und gefesselt wird; nachher aber, wo der Charakter Glendower's sich in seinem wahren Lichte zeigen soll, merkt man, daß dem Dichter nur ein ganz unbestimmtes Bild vorgeschwebt hat, da er im kritischen Punkt sein Verhältniß zu Clarisse oberhin behandelt, da er ihn den größten Rechnungsfehler machen läßt und ihn dadurch, ohne es zu wollen, in den Augen des Publicums herabsetzt, und da er endlich keinen andern Schluß findet, als ein allgemeines Gemegel. — Also hat das Wiener Publicum richtig empfunden. Aber damit ist über den Dichter Nichts entschieden. Noch ist der Weg, den er geht, ein Abweg, aber die Kraft und Entschiedenheit, mit der er ihn betreten hat, giebt die beste Hoffnung, daß er sich zurecht finden und auch diese Erfahrungen nicht ungenutzt lassen wird.

Das interessante „Leben Seydelmann's“ von A. Lewald wird von Sturm und Koppe an Schauspieler zu dem billigen Preise von 15 Sgr. ausgegeben. —

Die Herren Gye und Wagner haben gegen die Entscheidung des Vicekanzlers in ihrem Proceß gegen Lumley Protest eingelegt; der Termin ist auf den 22. Mai festgesetzt. Fr. Wagner wird also schwerlich in London auftreten. —

Im abgelaufenen Theaterjahr betrugen die Einnahmen in Paris: große Oper 995,000 Fr.; Opéra comique 924,000 Fr.; Théâtre français 637,000 Fr.; die Lantienmen der dramatischen Dichter durch ganz Frankreich 917,000 Fr. —

Frau Auguste von Strang, dem Leipziger Concertpublicum von früher her in gutem Andenken, ist jetzt als Lantred und als Fides in Leipzig aufgetreten; als Theater-sängerin leistet sie noch nicht ganz, was ihre herrliche Altstimme versprach. —

Der Bassist Salomon geht von Berlin nach München; Fr. Arens aus Königsberg, wo sie sehr gefeiert zu sein scheint, nach Berlin; Frau Grünberg-Liebe als Sangerin nach Königsberg. Frau Cäcilie Kanow-Thalburg ist in Freiberg gestorben. —

Fanny Elsler hat in Hamburg einen Dr. Hahn geheirathet, sich aber die Fortführung ihres bisherigen Namens ausbedungen. — Der Tänzer Stulmüller in Berlin hat an seinem 25 jährigen Jubiläum von der Bühne Abschied genommen. —

Lola Montez läßt sich von einem amerikanischen Dichter ein Drama schreiben, in welchem ihre ganze Lebensgeschichte, die Münchner Landtsfeld-Episode und die neueste Prügelei mit dem italienischen Grafen mit eingeschlossen, vorkommen soll. Die Rolle der Lola Montez will sie selber spielen.

Musik. Die Musikalienhandlung von Breitkopf und Härtel veröffentlichte in der jüngsten Zeit: Recitative und Chöre aus dem unvollendeten *Dratorium Christus*, von Fel. Mendelssohn-Bartholdy. op. 97; 26stes der nachgelassenen Werke. Partitur, 4 Thür. Diese Fragmente zerfallen in zwei Hauptstücke, eines dem Anfange des ersten Theils angehörnd, das andere aus der Mitte des zweiten Theils. Eröffnet wird das erste Stück durch ein erzählendes Recitativ des Tenors, dem ein dreistimmiger Gesang der Könige folgt (G Dur, 4; Wir haben seinen Stern gesehen! Wo ist der neugeborne König der Juden?), welcher ganz in Uebereinstimmung mit dem einfachen Charakter dieses Gesanges und im engen Anschluß an die gebrauchten Männerstimmen nur von Viola, 2 Celli und Contrabaß begleitet wird. Ihm folgt unmittelbar ein großer vollstimmiger Chor (Es Dur, $\frac{4}{4}$; Es wird ein Stern in Juda aufgehn), von vollständigem Orchester begleitet, der am Schlusse in den Choral: „Wie schön leuchtet der Morgenstern,“ übergeht. Dieser Chor ist in einem großen, weiten Plane angelegt, und der ihm angefügte Choral bildet einen würdigen, festlichen Schluß, der im echten Weihnachtschimmer erglänzt. Dieses ganze erste Bruchstück läßt sich als Cantate für den Weihnachtsgottesdienst sehr passend gebrauchen, noch besser für das Fest der heiligen drei Könige. — Nicht minder interessant, aber weniger für dergleichen praktische Zwecke brauchbar, ist das dem zweiten Theile des *Dratoriums* entlehnte Stück, welches einen Theil der Passionsgeschichte enthält. Es beginnt mit Recitativ: Und der ganze Haufe stund auf und sungen an, ihn zu verklagen. Chor (F moll): Diesen finden wir, daß er das Volk abwendet. Recitativ: Pilatus sprach zu den Hohenpriestern: Ich finde keine Ursach' an diesem Menschen. Chor: Er hat das Volk erregt (D moll $\frac{12}{8}$). Recitativ: Pilatus sprach: Ich finde keine Schuld an ihm u. Chor: Hinweg mit Diesem und gieb uns Barrabam los. Recitativ: Da rief Pilatus zu ihnen und wollte Jesum loslassen. Chor: Kreuzige ihn (C moll). Recitativ: Pilatus sprach: Nehmet ihn und kreuzigt ihn. Chor: Wir haben ein Gesetz und nach diesem soll er sterben, denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht (B Dur). Recit.: Da überantwortete er ihn. Chor (G moll, $\frac{3}{4}$): Ihr Töchter Zions, weinet über euch selbst und über eure Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, da werdet ihr zu den Bergen sagen: fallt über uns, und zu den Hügeln: deckt uns. Den Schluß dieses ganzen Abschnittes bildet ein für Männerstimmen geschriebener Choral (Melodie: In allen meinen Thaten), begleitet von Violon, Cello's und Contrabassen. Die Ausführung dieses ganzen Stücks hat uns mit Bewunderung erfüllt, besonders ergreifen die zwischen die Recitative eingeschobenen Chöre durch die geschickte dramatische Behandlung und gut angelegte Steigerung. Hervorzuheben scheint uns am meisten der Ausdruck der Worte: Kreuzige ihn, dessen entsprechende wilde Instrumentalbegleitung die stark accentuirten Worte sehr wirksam unterstützt. Ergreifend wirkt der länger ausgeführte Schlußchor: Ihr Töchter Zions, welchen im klagenden Motive Sopran und Alt beginnen. Aus dieser wehmüthigen Stimmung erhebt er sich in der Mitte zu dem Schrei der Verzweiflung: fallt über uns, worauf dumpfer Nachhall der Worte: deckt uns, als ergreifender Contrast im *pianissimo* nachfolgt. Die Instrumentirung dieses Chors ist mit der geschickten Hand des Meisters gefertigt; sie erdrückt nie, auch nicht in den Stellen des höchsten Affects, die Worte und Motive des Chors, in den weichen Stellen schimmert sie in der milden Färbung, welche dieser Klagegesang voraus-

setzt und bedingt. — Gleichzeitig mit diesem Werke erschien bei derselben Verlags- handlung: Finale aus der unvollendeten Oper Loreley von Fel. Mendelssohn-Bartholdy, op. 98, No. 27 der nachgelassenen Werke. Partitur, 4 Thlr.

Von dem tüchtigen Clavierlehrer Julius Knorr erschienen als neueste Werke: Classische Unterrichtsstücke für Anfänger auf dem Pianoforte, in Ordnung vom Leichtern zum Schwerern, mit Anmerkungen und Fingersatz. 4 Hefte, jedes 15 Ngr. Leipzig, bei Kahnt. Dazu gehören als Einleitung: Anfangsstudien im Pianofortenspiel, als Vorläufer zu den classischen Unterrichtsstücken. Ebend. 1stes Heft für 4 Hände, 2tes für 2 Hände. Knorr hat sich schon früher durch seine Unterrichtswerke großen Beifall erworben; es finden sich in ihnen eine Menge vortrefflicher Beobachtungen niedergelegt, die, obwohl sie meist vereinzelt erscheinen, doch manche der weitläufigen Systeme der älteren Lehrwerke übertreffen. Eine klare Ansicht über seine Methode giebt sein Leitfaden für Clavierlehrer (Breitkopf und Härtel), dem sich als praktische Belege in Notenbeispielen und Uebungen am besten die Materialien für das Pianofortenspiel anreihen. Das neueste Werk bietet kleine Uebungsstücke, alle aus den Werken der classischen Zeit des Pianoforte entlehnt. Ein freilich schwer zu beseitigender Mangel daran bleibt, daß die Mehrzahl der Stücke ein wenig zu kurz ausgefallen ist. Ohne arge Verstümmelung der benutzten Meisterwerke ließen sich natürlich längere Sätze nicht bieten, und darum scheint es besser, in solchen schwierigen Fällen nur die einfachen, oft bloß achttaktigen Motive zu geben, und die größere Ausführung derselben, die gewöhnlich auch mehr technische Schwierigkeiten enthalten, gänzlich wegzulassen. Die vierhändigen Anfangsstudien sind nach Diabelli, mit Anwendung der stillstehenden Hand, gearbeitet; sie zeichnen sich aus durch bessere Anordnung, und einzelne besonders durch lebenswürdige Züge in der Stimme des zweiten Spielers, welche dem Lehrer zugetheilt ist. Das zweihändige Heft bietet als Einleitung einige mit Fingersatz und Anmerkungen ausgestattete Fingerübungen, worauf erst die kleinen, nur im Violinschlüssel geschriebenen Uebungen folgen; die sich am besten mit dem ersten Hefte der 100 Uebungsstücke von Horny vergleichen lassen, diese aber durch Reichhaltigkeit des Materials und wirklich logische Behandlung übertreffen.

Bildende Kunst. In der Werkstätte Xaver Schwanthaler's in München sind jetzt die Gruppen zu dem ersten Giebelseile der von König Ludwig erbauten „Propyläen“ im Gypsmodell zusammengestellt. Die Aufgabe, den Kampf um die Befreiung vom türkischen Joch und die endliche Selbstständigkeit Griechenlands darzustellen, ist durch die Figur der Hellas, die in der Mitte mit gesenktem Schwerte steht, während von beiden Seiten Victorien mit Trophäen des Land- und Seekrieges herantreten, und weiterhin links und rechts durch glücklich motivirte und belebte Kampfszenen gelöst. Xaver Schwanthaler hat sich im Ganzen an die Entwürfe seines verstorbenen Vaters gehalten, im Einzelnen aber wesentlich veredelt und vereinfacht.

Schraudolph ist nach Speyer abgegangen, um seine Fresken im Dome zu beenden, was er bis 1853 zu erreichen gedenkt. Elf Gemälde des Langschiffes sollen bis dahin fertig werden: Maria's erster Tempelgang, die Verkündigung, die Heimsuchung, die Anbetung der Könige, die Darstellung im Tempel, Jesus als Knabe bei seinen Aeltern in Nazareth, Jesus unter den Schriftgelehrten im Tempel, Jesus als Lehrer, die Erscheinung bei seiner Mutter nach der Auferstehung, die Ausgießung des heiligen Geistes.

Prof. Phil. Foltz in München ist mit der Ausführung eines großen Oelgemäldes: Demüthigung des Kaisers Barbarossa vor Heinrich dem Löwen, für die von König Maximilian angelegte historische Bilderreihe beschäftigt.

Königin Victoria hat, auf einstimmigen Vorschlag des Instituts der britischen Architekten, die große Preismedaille, welche alle 3 Jahre dem Architekten gegeben wird,

welcher sich durch ausgeführte oder theoretische Werke am meisten ausgezeichnet hat, dem Geheimrath L. v. Klenze in München ertheilt.

Am 24. Mai begann der Verkauf der Gemälde aus der Galerie des Marschall Soult in Paris. Das Hauptwerk der Sammlung: die Empfängniß der Jungfrau v. Murillo, für welches der Marquis v. Herford 580,000 Fr. und der Kaiser von Rußland 585,000 Fr. geboten hatte, ward für das Museum des Louvre für 586,000 Fr. angekauft; 3 andere berühmte Gemälde: St. Peter in Fesseln von Murillo, Jesus und Johannes als Kinder von demselben, und Christus, das Kreuz tragend, von Sebastiano del Piombo kamen in Besitz des Kaisers von Rußland, ersteres für 151,000, das zweite für 63,000 und das dritte für 41,000 Fres.

Als eine werthvolle Sammlung führen wir an: Holzschnitte berühmter Meister, eine Auswahl von schönen, charakteristischen und seltenen Originalholzschnitten oder Blättern, welche von den Erfindern, Malern und Zeichnern eigenhändig geschnitten worden sind, in treuen Copien von berühmten Künstlern unserer Zeit und als Bildwerk zur Geschichte der Holzschnittekunst herausgegeben von Rudolph Weigel. Von dieser Sammlung erschien so eben die sechste Lieferung (Leipzig, Weigel, 5 Holzschnitte zu 3 Thaler). Die Copien sind mit allem Glanz der heutigen Typographie ausgestattet und dadurch gewissermaßen salonsfähig gemacht.

Ferner ist bei Schwetschke in Halle das fünfte und sechste Heft des Werkes von Kallenbell und Jacob Schmitt: Die christliche Kirchenbaukunst des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchbildung des Spitzbogenstils, erschienen. Die beiden Hefte enthalten auf 8 Tafeln zu 20 Silbergroschen sowol von der griechischen, als von der mittelalterlichen Baukunst Italiens, Englands, Frankreichs und Deutschlands verschiedene Darstellungen, die aus anderen Werken entlehnt sind.

Die Beschreibung des Domes von Xanten, vom Caplan Zehe (Münster, Regensburg) ist eine interessante Monographie, die durch die „Auszüge aus den Bau-rechnungen der St. Victoriskirche zu Xanten“ von Dr. Scholten (Berlin, Ernst und Korn, $\frac{3}{4}$ Thaler) auf eine zweckmäßige Weise ergänzt wird.

Von dem Prachtwerk: Die Bauwerke in der Lombardei vom 7. bis 14. Jahrhundert, gezeichnet und durch historischen Text erläutert von Friedrich Osten, ist das sechste Heft erschienen. (Darmstadt, Leske, 6 Blätter gr. Fol. 4 Thaler.)

Literatur. Psychologische Briefe von Erdmann. Leipzig, Karl Geibel. Der Verfasser hatte gegen einen Freund die Behauptung aufgestellt, die scholastische Form sei für das philosophische Denken unumgänglich. Dieser Freund fordert ihn nun auf, sich selber zu widerlegen, indem er in der Form von Briefen, die an ihn und seine Schwester gerichtet sind, seine Ansichten über die Natur des menschlichen Lebens auseinandersetzt. Diese Widerlegung ist ihm auch vollständig gelungen, denn es sind in diesen Briefen eine Reihe höchst scharfsinniger, zugleich überraschender und überzeugender Wahrnehmungen über die Dinge, die uns zunächst liegen, enthalten, Beobachtungen, die für den Gelehrten und Ungelehrten gleich interessant und belehrend sind, und die von der scholastischen Form des Denkens Nichts weiter haben, als was durch lange Gewohnheit auch bei der tüchtigsten Natur kleben bleibt. Die Briefe verdienen die größte Verbreitung, und es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser durch Uebertreiben des Guten derselben etwas in den Weg getreten ist. Er sucht nämlich die Popularität nicht blos darin, daß er klar und bestimmt das ausdrückt, was er ausdrücken will, daß er dem Gedanken die sinnliche Anschaulichkeit giebt, daß er in den Fällen, wo ein Begriff an sich selbst deutlicher ist, als die Definition, die Definition vermeidet, u. s. w., sondern auch darin, daß er mit seinen fingirten oder wirklichen Correspondenten tändelt und wigelt, daß er der Dame, für die er schreibt, Galanterien sagt und die verständigsten Bemerkungen durch Reminiscenzen aus dem Kladderadatsch unterbricht. Das ist eine Art demagogischer Popularität, die nicht blos darum verwerflich ist, weil sie der

Bürde der Wissenschaft zu nahe tritt, sondern auch weil sie im höchsten Grade — unpopulär ist. Es giebt keinen Menschen, auf welcher Bildungsstufe er auch immer stehn möge, der durch dergleichen belletristische Abschweifungen nicht beleidigt würde. Kindern mag man dadurch das Buchstabiren angenehm machen, daß man ihnen Buchstaben aus Marzipan vorsetzt und sie ihnen in den Mund steckt, wenn sie richtig gelesen haben, obgleich auch diese Methode von sehr fraglichem Werth ist; erwachsene Menschen aber wollen sich nicht als Kinder behandeln lassen. Die wahre Wissenschaft ist ganz und gar nicht unpopulär, wenigstens nicht in den Gebieten, die eine Probe in der sinnlichen Anschauung ertragen. Dazu gehört aber die Psychologie. Der Weg, auf dem die Wissenschaft zu ihren Entdeckungen gekommen ist, ist dabei gleichgiltig; diese müsse immer von der Art sein, daß sie jedem Unbefangenen zurufen kann: Mache die Probe an dir selbst. Weitere Verzierungen und Ausschmückungen sind dabei nicht nöthig. — Wir haben geglaubt, auf diesen Fehler aufmerksam machen zu müssen, da er manche Leser abschrecken dürfte; sie mögen aber nur getrost weiter lesen, auf das Getändel folgt jedesmal eine ernste, sinnige und beherzigenswerthe Wahrheit.

Dem Herausgeber der „Geschichte der Bischöfe zu Speier“, Franz H. Kemling, Domcapitular etc. (I. Bd. 4. Heft; Mainz, Kirchheim und Schott. 1 $\frac{1}{6}$ Thlr.), standen die reichen Urkundensätze des Speyerer Domcapitels zu Gebote, und er stellt die Geschichte des Bisthums, welche urkundlich bis in die erste Hälfte des 7. Jahrh. hinaufreicht, nach diesen dar. Er giebt als Beleg ein Urkundenbuch (Ebend. 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.), von dem ein zweiter Band mit alphabet. Personen- und Sachregister folgen soll. — Der zweite (Schluß-) Band des Werkes: „die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesamtstaates Preußen“ (Leipzig, Brockhaus. 3 $\frac{1}{3}$ Thlr.), giebt uns ein treues Bild der Leiden, welche das preussische Volk, namentlich aber die Brandenburger, in den Jahren 1806—1808 zu ertragen hatte, und der Opfer, welche es für König und Vaterland brachte. — Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Von C. Fortlage, a. o. Prof. d. Philos. in Jena. (Leipzig, Brockhaus. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.) Der Verfasser glaubt, unsrem „Zeitalter des Uebergangs und der Halbheit“ einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn er ihm deutlicher, als es bisher geschehen, vor Augen stellt, wie die großen Denker unsrer jüngsten Vergangenheit sämmtlich am Kant'schen Princip fortgearbeitet haben. — Von Barante's *Histoire de la Convention nationale*, nach der Februarrevolution begonnen und höchst reactionair gehalten, aber mit Geist, ist der 4. Bd. erschienen.

Mit der so eben erschienenen 6. u. 7. Liefg. des II. Bandes sind Carl Vogt's zoologische Briefe abgeschlossen. Das vollständige Werk enthält auf 85 Bogen über 2000 Holzschnitte. (Frankfurt a. M., literarische Anstalt. 6 Thlr.) — Das geistvolle, wenn auch nicht in allen Theilen gleich haltbare Werk des berühmten C. G. Carus: *Physis, Zur Geschichte des leiblichen Lebens* (mit 61 in den Text eingedruckten Figuren); so wie die zweite Ausgabe der: *Psyche, Zur Entwicklungsgeschichte der Seele* (Beides Stuttgart, bei Scheitlin), sind hier noch nachträglich erwähnt.

Das verdienstliche Buch: *Allgemeine Pädagogik* von Dr. Th. Waig, a. o. Prof. d. Philos. in Marburg (Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 2 $\frac{1}{3}$ Thlr.), hat sich die Aufgabe gestellt, die pädagogischen Bestrebungen und Resultate unsrer Zeit unter allgemeine Gesichtspunkte zusammenzufassen, psychologisch zu begründen und zu einem systematischen Ganzen zu verarbeiten.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.